

Julio
Cortázar
Oktaeder

Suhrkamp

suhrkamp taschenbuch 1295

Oktaeder: Aus acht verschiedenen Blickwinkeln führt Cortázar seine Suche fort nach dem, was ihm wichtig ist: der Mensch mit seinen persönlichen Obsessionen und denen der Zeit, in der er lebt. Obsessive Spiele, durchgespielte Obsessionen: Die behandschuhte Hand einer jungen Mulattin in *Der Hals eines schwarzen Kätzchens*, so manisch kribbelig wie die Schreibhand des Autors, löst ein erotisches Spiel aus, das geradezu katarakthaft in irrsinniger, die guten Sitten verhöhrender Komik endet. In *Manuskriptfund in einer Jackentasche* gibt sich der Protagonist auf der Suche nach einer Frau Spielregeln, mit deren Hilfe er den Zufall systematisch ausbeutet. Eine Zufallsbegegnung ist auch das Motiv von *Kindberg*: Ein Mann im reifen Alter, Vertreter von Fertigfabrikaten, wird sich durch die Bekanntschaft eines Hippie-Mädchens seines gleichsam vorfabrizierten Lebens bewußt. In *Sommer* sieht sich das geruhssame Paar jäh bedroht durch unerklärliche Mächte in Gestalt eines Kindes und eines weißen Pferdes. Das Phantastische, Wunderbare dieses Geschehens erweist sich jedoch als der Wirklichkeit immanent. So auch in den übrigen Erzählungen dieses Bandes, den Cortázar noch selbst zusammenstellte.

Julio Cortázar
Oktaeder

Erzählungen

Aus dem Spanischen
von Rudolf Wittkopf

Suhrkamp

Titel der spanischen Originalausgabe: *Octaedro*,
Alianza Editorial, S.A., Madrid 1974
Die Erzählungen *Kindberg* und *Der Hals eines schwarzen
Kätzchens* erschienen erstmals in Julio Cortázar, *Der Verfolger*.
Erzählungen, 1978; die Erzählungen *Liliana weint*, *Manuskriptfund
in einer Jackentasche* und *Sommer* erschienen 1985 bereits in
Julio Cortázar, *Geschichten, die ich mir erzähle*.

2. Auflage 2016

Erste Auflage 1986
suhrkamp taschenbuch 1295

© Julio Cortázar

© Edición castellana:

Alianza Editorial, S.A. 1974

© der deutschen Ausgabe Suhrkamp Verlag

Frankfurt am Main 1978, 1985, 1986

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Printed in Germany

Umschlag: hißmann, heilmann, hamburg

ISBN 978-3-518-37795-6

Inhalt

Liliana weint	7
Die Schritte in den Spuren	18
Manuskriptfund in einer Jackentasche	40
Sommer	54
Da, aber wo, wie	64
Kindberg	75
Die Phasen von Severo	88
Der Hals eines schwarzen Kätzchens	99

Liliana weint

Noch ein Glück, daß es Ramos ist und nicht ein anderer Arzt; zwischen uns hat es immer einen Pakt gegeben, und ich wußte, daß er es mir sagen würde, wenn der Augenblick gekommen ist, oder es mir doch zu verstehen geben würde, ohne mir alles zu sagen. Es ist ihn hart angekommen, den Ärmsten, fünfzehn Jahre Freundschaft und Pokerabende und Wochenenden auf dem Land, das alte Problem; aber was soll's, in der Stunde der Wahrheit und unter Männern ist das besser als die Sprechzimmerlügen, schöngefärbt wie die Pillen oder die rosa Flüssigkeit, die mir da tropfenweise in die Vene rinnt.

Drei oder vier Tage, er braucht es mir nicht zu sagen, ich weiß, er wird dafür sorgen, daß es nicht zu dem kommt, was sie Agonie nennen, warum den Hund auch langsam krepieren lassen; ich kann ihm vertrauen, die letzten Pillen sind immer grün oder rot, doch sie werden etwas anderes enthalten, den großen Schlaf, für den ich Ramos jetzt schon dankbar bin, wo er mich noch vom Fußende des Bettes aus etwas verloren anblickt, weil die Wahrheit ihn ganz ausgelaugt hat, den armen Kerl. Sag bloß nichts Liliana, warum sie zum Weinen bringen, bevor es sein muß, findest du nicht auch? Alfredo ja, Alfredo kannst du es sagen, damit er sich freinimmt und sich um Liliana und Mama kümmert. Und hör mal, sag der Krankenschwester, sie soll mich verdammt nochmal in Ruhe lassen, wenn ich schreibe, es ist das einzige, was mich die Schmerzen vergessen läßt, abgesehen von deiner hervorragenden Pharmakopöe, versteht sich. Ah, und daß man mir einen Kaffee bringt, wenn ich darum bitte, diese Klinik nimmt die Dinge viel zu ernst.

Es ist wahr, das Schreiben beruhigt mich von Zeit zu Zeit; vielleicht ist das der Grund, warum es so viele Briefe von Todgeweihten gibt. Es macht mir sogar Vergnügen, schreibend mir Dinge auszumalen, die einem, wenn man bloß an sie denkt, die Kehle zuschnüren, ganz zu schweigen von den Tränendrüsen; ich sehe mich von den Worten her, als wäre ich ein anderer, ich kann alles

mögliche denken, wo ich es nur sofort aufschreibe, eine Berufskrankheit oder eine beginnende Gehirnerweichung. Ich unterbreche mein Schreiben nur, wenn Liliana kommt, anderen gegenüber bin ich weniger liebenswürdig; da man nicht will, daß ich viel spreche, lasse ich sie erzählen, ob es kalt ist oder ob Nixon über McGovern siegen wird, den Stift in der Hand, lasse ich sie reden, und selbst Alfredo merkt das und sagt mir, ich solle nur weiterschreiben, solle so tun, als wäre er nicht da, er habe eine Zeitung mit und bleibe noch einen Augenblick. Doch meine Frau verdient so etwas nicht, ihr höre ich zu, sie lächle ich an, und ich habe gleich weniger Schmerzen, ich lasse es zu, daß sie mir ein ums andere Mal diesen etwas feuchten Kuß gibt, obgleich ich es jeden Tag weniger ertrage, daß man mich rasiert, und es ihren Lippen weh tun muß, armer Schatz. Ich muß sagen, daß Lilianas Tapferkeit mein größter Trost ist, mich in ihren Augen schon tot zu sehen, würde mir diesen Rest an Kraft nehmen, dank dem ich mit ihr sprechen und ihr manchen Kuß erwidern kann und dank dem ich weiterschreibe, kaum daß sie gegangen ist und die Routine der Injektionen und Ermunterungen wieder anfängt. Niemand wagt es, mir mein Heft streitig zu machen, ich weiß, daß ich es unter dem Kopfkissen oder im Nachttisch verwahren kann, es ist meine Marotte, man muß sie ihm lassen, zumal Doktor Ramos, aber natürlich muß man sie ihm lassen, dem Ärmsten, so kommt er auf andere Gedanken.

Vielleicht Montag oder Dienstag, und das Plätzchen in der Gruft Mittwoch oder Donnerstag. Mitten im Sommer wird der Chacarita ein Backofen sein und den Jungs wird das zu schaffen machen, ich sehe den Pincho in diesem Zweireiher mit Schulterpolstern, über die Acosta sich immer lustig macht, der sich seinerseits wird in Schale werfen müssen, wenn ihm das auch nicht behagt, der König der Pampa in Schlips und Kragen, um mir das letzte Geleit zu geben, das wird umwerfend sein. Und Fernandito, womit das Trio komplett wäre, und natürlich auch Ramos, bis zuletzt, und Alfredo, der Liliana und Mama stützt und mit ihnen weint. Und ihre Tränen werden echt sein, ich weiß, wie gern sie mich haben, wie sehr ich ihnen fehlen werde; sie werden zu dieser

Beerdigung nicht gehen, wie wir zu der des dicken Tresa gegangen sind, bloß wegen der Parteizugehörigkeit und gemeinsam verbrachter Ferien, schnell der Familie gegenüber seine Pflicht tun und sich rasch davonmachen, sich wieder ins Leben und ins Vergessen stürzen. Natürlich werden sie einen Mordshunger haben, vor allem Acosta, dieser unübertreffliche Vielfraß; obgleich es sie schmerzt und sie diese Absurdität verfluchen, daß einer so jung und mitten in seiner Karriere sterben muß, gibt es diese Reaktion, die wir alle kennen, das Verlangen, wieder in die Metro oder ins Auto zu steigen, sich zu duschen und mit großem Appetit zu essen, wenn man sich dessen auch schämt, aber wie den Hunger leugnen, der eine Folge der durchwachten Nächte ist, des Geruchs der Blumen während der Totenwache, der vielen Zigaretten und des Aufundabgehens auf dem Gang, es ist so etwas wie Genugtuung, was man in solchen Augenblicken empfindet und woraus ich selbst nie einen Hehl gemacht habe, ich wäre ein Heuchler gewesen. Mir gefällt die Vorstellung, daß Fernandito, der Pincho und Acosta zusammen in ein Grillrestaurant gehen, sicher werden sie zusammen gehen, denn das haben wir damals beim dicken Tresa auch gemacht, die Freunde müssen noch eine Weile beieinander bleiben, einen Liter Wein trinken und ein paar Kutteln vertilgen; verdammt nochmal, es ist, als sähe ich sie vor mir, Fernandito wird der erste sein, der einen Witz macht und ihn, verlegen zur Seite blickend, mit einer halben Paprikawurst reuig hinunterschluckt, aber zu spät, und Acosta wird ihn verstohlen ansehen, doch der Pincho wird schon losgeprustet haben, er kann einfach nicht an sich halten, und Acosta, der eine Seele von Mensch ist, wird sich sagen, daß er vor den Jungs nicht als Musterknabe dazustehen braucht, und wird ebenfalls lachen und sich dann eine Zigarette anzünden. Und sie werden unaufhörlich von mir sprechen, jeder wird sich an so vieles erinnern, das Leben, das uns vier verband, wenn es auch Zeiten gab, die wir nicht alle gemeinsam verbrachten und die in Acostas oder des Pinchos Erinnerungen auftauchen, so viele Jahre und Streitereien und Liebschaften, ach die Clique. Es wird ihnen schwerfallen, sich nach dem Essen zu trennen, weil dann wieder das andere kommt,

die Stunde, nach Hause zurückzukehren, das letzte, endgültige Begräbnis. Für Alfredo wird es anders sein, doch nicht, weil er nicht zur Clique gehörte, im Gegenteil, aber Alfredo wird sich um Liliana und Mama kümmern, und das können weder Acosta noch die anderen, das Leben schafft besondere Beziehungen zwischen den Freunden, alle sind sie zu uns ins Haus gekommen, doch mit Alfredo ist es etwas anderes, diese Nähe, die mir immer so wohlgetan hat, das Vergnügen, das es ihm macht, sich mit Mama des langen über Kräuter und Heilmittel zu unterhalten, oder mit Pocho in den Zoo oder in den Zirkus zu gehen, der ewige Junggeselle, der für jeden da ist, eine Schachtel Teegebäck und ein Spielchen Siebzehndvier, wenn Mama sich nicht wohl fühlte, seine zurückhaltende, feine Art Liliana gegenüber, der Freund der Freunde, der nun diese beiden Tage seine Tränen wird hinunterschlucken müssen, vielleicht bringt er Pocho in sein Landhaus und kommt gleich wieder zurück, um bis zum Schluß bei Mama und Liliana zu bleiben. Letzten Endes wird ihm die Rolle des Hausherrn zufallen, und er wird alle Unannehmlichkeiten, angefangen mit dem Beerdigungsinstitut, auf sich nehmen, mußte es doch ausgerechnet jetzt passieren, wo der Alte sich in Mexiko oder Panama aufhält, wer weiß, ob er rechtzeitig zurück sein wird und ob er die Elfuhrsonne auf dem Chacarita wird ertragen können, der arme Alte, so wird es wohl Alfredo sein, der Liliana begleitet, denn ich glaube nicht, daß sie Mama gehen lassen werden, Alfredo, der Liliana unterfaßt, wobei er trotz seines eigenen Zitterns spürt, wie sie bebt, und ihr leise all das sagt, was ich einst der Frau des dicken Tresa gesagt habe, diese unnützen notwendigen Worte, die weder Trost noch Lüge sind, nicht einmal zusammenhängende Sätze, ein bloßes Da-sein, was so viel ist.

Auch für sie wird es das Schlimmste sein, nach Haus zurückzukehren; vorher gibt es das Zeremoniell und die Blumen, man hat noch Verbindung zu diesem unfaßlichen Ding voller Beschläge und Goldverzierungen, das Stehenbleiben vor der Gruft, die korrekt vollführte Prozedur des Priesters und der Friedhofsbeamten, aber danach das Mietauto und vor allem das Haus, wieder das

Haus betreten und wissen, daß der Tag stagnieren wird ohne Telefon und Klinik, ohne Ramos' Stimme, die Lilianas Hoffnung neue Nahrung gibt, Alfredo wird Kaffee kochen und erzählen, daß es Pocho in seinem Landhaus gefällt, daß er die Ponys mag und mit den Kindern der Landarbeiter spielt, er selbst wird sich um Liliana und Mama kümmern müssen, aber er kennt ja jeden Winkel des Hauses, und sicher wird er nachts schlaflos auf dem Sofa in meinem Arbeitszimmer liegen, wo wir einmal Fernandito gebettet haben, der Opfer eines Pokerspiels geworden war, bei dem er kein einziges Mal gewonnen hatte, nicht zu reden von den fünf Cognacs, die ihn dafür entschädigen sollten. Liliana schläft schon seit vielen Wochen allein, und vielleicht ist die Müdigkeit stärker als sie, Alfredo wird nicht vergessen, Liliana und Mama Beruhigungspillen zu geben, Tante Zulema wird dasein und Kamillen- und Lindenblütentee reichen, und Liliana wird sich langsam in den Schlaf gleiten lassen in der Stille des Hauses, das Alfredo sorgfältig abschließen wird, bevor er sich auf dem Sofa ausstreckt und sich noch eine Zigarre anzündet, die er in Mamas Gegenwart nicht zu rauchen wagt, da der Qualm sie husten macht.

Schließlich, und das ist das Gute daran, werden Liliana und Mama nicht ganz allein sein oder diese noch tiefere Einsamkeit empfinden, wenn die entferntere Verwandtschaft das Trauerhaus zu füllen beginnt; Tante Zulema wird dasein, die immer im Obergeschoß gewohnt hat, und Alfredo, der auch immer bei uns war, so unauffällig, als wäre er nicht da, der Hausfreund mit eigenem Schlüssel; in den ersten Stunden wird es vielleicht weniger schlimm sein, die unwiderrufliche Abwesenheit zu empfinden, als ein Gewirr von Umarmungen und Wortgirlanden erdulden zu müssen, Alfredo wird dafür sorgen, daß man Distanz wahrt, Ramos wird auf einen Sprung vorbeikommen, um nach Mama und Liliana zu sehen, er wird ihnen zu Schlaf verhelfen und Tante Zulema Tabletten dalassen. Irgendwann wird Stille sein im dunklen Haus, man hört gerade nur die Kirchturmuhren oder ein fernes Hupen, denn es ist ein ruhiges Viertel. Es tut gut, sich vorzustellen, daß es so sein wird, daß Liliana, allmählich der Schläfrigkeit

nachgebend, sich mit langsamen, katzenhaften Bewegungen ausstrecken wird, eine Hand verloren auf dem von Tränen und Eau de Cologne feuchten Kopfkissen, die andere am Mund, in kindlicher Zuflucht vor dem Schlafen. Es tut gut, sie sich so vorzustellen, Liliana schlafend, Liliana am Ende des schwarzen Tunnels fühlt dunkel, daß das Heute weicht, um Gestern zu werden, daß dieses Licht in den Scheibengardinen nicht mehr dasselbe sein wird, das ihr die Brust zu sprengen drohte, während Tante Zulema die Truhen öffnete, aus denen das Trauerschwarz von Kleidern und Schleiern hervorquoll, das auf dem Bett einen heftigen Weinkrampf auslöste, ein letztes vergebliches Aufbegehren gegen das, was noch kommen mußte. Nun würde das Licht des Fensters früher da sein als irgend jemand, früher als die im Schlaf zerronnenen Erinnerungen, die nur wirr in die letzte Schläfrigkeit dringen. Ganz allein, sich wirklich ganz allein wissend in diesem Bett und in diesem Zimmer, an diesem Tag, der eine andere Richtung nahm, würde Liliana, das Kopfkissen umklammernd, weinen können, ohne daß jemand käme, sie zu beruhigen, man ließe sie sich ausweinen, und erst viel später, wenn ein trügerischer Halbschlaf sie in den zerwühlten Bettüchern zurückhielte, würde sich die Leere des Tages mit Kaffeeduft füllen, Vorhänge würden aufgezogen, da ist Tante Zulema, die Stimme von Pocho, der vom Landhaus aus anruft und von den Sonnenblumen und den Pferden erzählt, von einem Wels, den er nach hartem Kampf geangelt habe, einen Splitter habe er in der Hand, sei aber nicht schlimm, man habe ihm das Mittel von Don Contreras gegeben, das beste in solchen Fällen. Und Alfredo, der mit der Zeitung in der Hand im Wohnzimmer wartet, berichtet, daß Mama gut geschlafen habe und daß um zwölf Ramos kommen werde, er schlägt vor, am Nachmittag Pocho zu besuchen, bei dieser Sonne lohne es, zum Landhaus hinauszufahren, sie könnten diesmal sogar Mama mitnehmen, die Landluft würde ihr guttun, das beste wäre, das ganze Wochenende im Landhaus zu verbringen, und warum nicht alle miteinander, Pocho würde sich freuen, wenn sie auch da wären. Zustimmung oder nicht, das blieb sich gleich, alle wußten das und warteten ab, wie sich die Dinge im Laufe des

Morgens entwickeln würden, teilnahmslos beginnt man mit dem Mittagessen oder macht eine Bemerkung über den Textilarbeiterstreik, bittet um noch etwas Kaffee und geht ans Telefon, das man irgendwann wieder hatte anschließen müssen, das Telegramm vom Schwiegervater aus dem Ausland, ein krachender Zusammenstoß an der Ecke, Geschrei und Pfiffe, die Stadt da draußen, halb drei, mit Mama und Alfredo zum Landhaus fahren, denn so ein Splitter in der Hand, bei Kindern kann man nie wissen, Alfredo am Steuer beruhigt sie, Don Contreras ist in solchen Dingen versierter als ein Arzt, die Straßen von Ramos Mejía und die Sonne wie kochender Honig, bis man Zuflucht findet in den großen weißgekalkten Räumen, um fünf der Mate und Pocho mit seinem Wels, der schon zu stinken beginnt, aber wie schön er ist, wie groß, was war das für ein Kampf, ihn aus dem Bach zu ziehen, Mama, fast hätte er mir die Angelschnur durchgebissen, wirklich, kuck mal, was für Zähne. Als blätterte man in einem Album oder sähe einen Film, Bilder und Worte füllen allmählich die Leere, und jetzt können Sie mal sehen, was eine Grillade von Carmen ist, gnädige Frau, leicht bekömmlich und so schmackhaft, dazu Blattsalat und das wär's, mehr ist nicht nötig, bei dieser Hitze isst man besser wenig, hol das Insektenspray, denn jetzt kommen die Moskitos. Und Alfredo schweigsam, doch da ist Pocho, er klopf Pocho auf die Schulter, bist ein listiger Bursche, ein Meisterangler, morgen gehen wir zusammen, ganz früh, und dann, wer weiß, da hat man mir mal von einem Bauern erzählt, der einen Kaventsmann von zwei Kilo gefangen hat. Hier unter dem Vordach ist es angenehm, Mama kann im Schaukelstuhl ein Nickerchen machen, wenn sie möchte, Don Contreras hatte recht, das an deiner Hand ist schon weg, zeig uns, wie du den kleinen Schecken reitest, schau, Mama, sieh mir zu, wenn ich galoppiere, warum kommst du morgen nicht mit uns angeln, ich zeig's dir, du wirst sehen, am Freitag eine ganz rote Sonne und die kleinen Welse, Wettangeln zwischen Pocho und dem Jungen von Don Contreras, am Mittag der Eintopf, Mama hilft gemächlich, die Maiskolben zu entblättern, und gibt Carmen, deren Tochter diesen hartnäckigen Husten hat, Ratschläge, die Siesta in den kah-

len Räumen, die nach Sommer duften, ihre Dunkelheit und die weißen, etwas rauhen Bettücher, die Abenddämmerung unter dem Vordach und das hell flackernde Feuer gegen die Moskitos, die stets unauffällige Gegenwart Alfredos, diese seine Art, einfach dazusein und sich um Pocho zu kümmern, damit alles behaglich ist, selbst die Stille, die seine Stimme immer im richtigen Augenblick unterbricht, seine Hand, die ein Erfrischungsgetränk reicht, ein Taschentuch, das Radio einschaltet, um die Nachrichten zu hören, die Streiks und Nixon, das war vorherzusehen, was für ein Land.

Das Wochenende ist vorbei, und an Pochos Hand ist von dem Splitter nur noch ein kleines Mal zu sehen, am Montag fahren sie in aller Frühe, um die Hitze zu meiden, nach Buenos Aires zurück, Alfredo setzte sie zu Hause ab, um den Schwiegervater abzuholen. Auch Ramos war auf dem Flughafen, und so war es Fernandito, der in deren Abwesenheit half, denn es war gut, daß sich noch andere Freunde im Haus befanden. Um neun Acosta mit seiner Tochter, die mit Pocho in der Wohnung von Tante Zulema spielen konnte, alles verläuft gedämpft, geht seinen früheren Gang, wenn auch in anderer Weise, auch für Liliana, die sich zusammennimmt und sich zwingt, mehr an ihre alten Eltern zu denken als an sich selbst, und bei ihnen Alfredo mit Acosta und Fernandito, die allzu direkte Worte vermeiden und sich fast auf die Füße treten, um Liliana behilflich zu sein, um den Alten zu überreden, sich nach einer so langen Reise auszuruhen, einer nach dem anderen verabschiedet sich, nur Alfredo und Tante Zulema bleiben, das Haus ist still, Liliana nimmt willig eine Tablette, läßt sich zu Bett bringen, hat nicht ein einziges Mal schlappgemacht, schläft fast augenblicklich ein, als habe sie eine Aufgabe voll und ganz erfüllt. Morgens das Hinundherrennen von Pocho im Wohnzimmer, das Schlurfen der Pantoffeln des Alten, der erste Anruf, fast immer von Clotilde oder Ramos, Mama klagt über die Hitze oder die Feuchtigkeit, bespricht mit Tante Zulema das Mittagessen, um sechs Alfredo, manchmal der Pincho mit seiner Schwester oder Acosta, damit Pocho mit seiner Tochter spielen kann, die Kollegen aus dem Labor, die Liliana zu-

redeten, sie müsse wieder arbeiten, solle sich nicht länger im Haus einschließen, ihnen zuliebe, es fehlten Chemiker und Liliana werde dringend gebraucht, und wenn sie nur halbtags käme, bis sie sich wieder munterer fühle; das erste Mal fuhr Alfredo sie hin, Liliana mochte nicht fahren, doch dann wollte sie nicht lästig fallen und fuhr allein, nachmittags ging sie manchmal mit Pocho in den Zoo oder ins Kino, im Labor waren sie ihr dankbar, daß sie ihnen bei der Herstellung des neuen Impfstoffes half, im Küstengebiet war eine Epidemie ausgebrochen, man arbeitet bis spät, es macht ihr Spaß, das ganze Team im Wettlauf gegen die Zeit, zwanzig Kartons mit Ampullen nach Rosario, und das schafften wir, eine harte Arbeit, Pocho in der Schule, und Alfredo protestiert, den Kindern bringen sie das Rechnen heute anders bei, wenn er mich was fragt, bin ich völlig verdattert, und die Alten beim Domino, zu unserer Zeit war alles anders, Alfredo, uns lehrte man noch Schönschreiben, sehen Sie sich nur mal die Schrift dieses Jungen an, wohin soll das noch führen. Eine stille Wohltat, Liliana anzusehen, die verloren auf dem Sofa sitzt, ein kurzer Blick über die Zeitung hinweg und sie lächeln sehen, stumme Komplizin, gibt den beiden Alten recht, lächelt ihm von ferne zu, fast wie ein kleines Mädchen. Aber zum ersten Mal ein wirkliches Lächeln, von innen kommend, wie als sie mit Pocho, der sich in der Schule gebessert hatte, in den Zirkus gingen, ihm ein Eis spendierten oder eine Hafenerundfahrt mit ihm machten. Es begann sehr kalt zu werden, Alfredo kam seltener, denn es gab Probleme mit der Gewerkschaft, und er mußte in mehrere Provinzen fahren, manchmal kam Acosta mit seiner Tochter und sonntags der Pincho und Fernandito, war ja nicht mehr so wichtig, jeder hatte soviel zu tun, und die Tage waren so kurz, Liliana kam spät aus dem Labor und half Pocho, der verloren über Dezimalrechnungen und dem Stromgebiet des Amazonas saß, doch schließlich und immer wieder Alfredo, kleine Geschenke für die Alten, dieser Friede, der keines Wortes bedurfte, mit Alfredo spät-abends am Kaminfeuer zu sitzen und mit gedämpfter Stimme über die Probleme des Landes zu sprechen, über Mamas Gesundheit, wobei Alfredo seine Hand auf Lilianas Arm legt, du überan-

strengst dich, siehst nicht gut aus, ihr dankbares verneinendes Lächeln, werden dieser Tage ins Landhaus fahren, diese Kälte kann nicht ewig dauern, nichts konnte ewig dauern, auch wenn Liliana langsam ihren Arm zurückziehen und die Zigaretten auf dem Tischchen suchen würde, Worte fast ohne Bedeutung, die Augen begegnen sich in anderer Weise und seine Hand gleitet erneut über ihren Arm, ihre Köpfe lehnen sich aneinander, langes Schweigen, und der Kuß auf die Wange.

Da gab es nichts weiter zu sagen, es war geschehen, da gab es nichts weiter zu sagen. Er beugte sich vor, um ihr die Zigarette anzuzünden, die ihr zwischen den Fingern zitterte, und wartete einfach, schweigend, vielleicht wußte er, daß es keine Worte geben würde, daß Liliana angestrengt den Rauch einatmen und ihn mit einem Seufzer wieder ausstoßen würde, daß sie zu schluchzen anfangen würde, noch aus einer anderen Zeit heraus, ohne ihr Gesicht von dem Alfredos zu lösen, ohne sich zu verweigern, still vor sich hin weinend, jetzt nur noch für ihn, aus all dem anderen heraus, was er verstehen würde. Überflüssig, Dinge zu sagen, die nicht erwähnt zu werden brauchten, daß Liliana weinte, bedeutete ein Ende, das Ufer, an dem eine andere Art zu leben beginnen würde. Wenn sie zu trösten, ihr den Frieden wiederzugeben so einfach gewesen wäre, wie das zu schreiben, mit Worten, die sich in einem Heft aneinanderreihen wie gefrorene Sekunden, kleine Skizzen der Zeit, die einem helfen, den endlosen Nachmittag zu überstehen, wenn es nur das wäre, aber die Nacht kommt und auch Ramos, das ungläubige Gesicht von Ramos, der sich die Analysen, die gerade fertig geworden sind, betrachtet, meinen Puls sucht, plötzlich ein anderer ist, unfähig, sich zu verstellen, mir die Bettücher wegzieht, um meinen nackten Körper zu betrachten, mir die Seite abtastet, während er der Schwester eine mir unverständliche Anweisung gibt, ein langsames, ungläubiges Erkennen, woran ich wie von fern teilhabe, fast belustigt, da ich weiß, daß es nicht sein kann, daß Ramos sich irrt und daß es nicht wahr ist, nur das andere ist wahr, die Frist, die er mir nicht verschwiegen hatte, und Ramos' Lachen, seine Art mich abzutasten, als könne er es nicht glauben, seine absurde Hoffnung, das

wird mir niemand glauben, mein Lieber, und ich zwingen mich zuzugeben, daß es vielleicht so ist, daß vielleicht doch, wer weiß, sehe Ramos an, der sich aufrichtet und wieder lacht und Anweisungen gibt mit einer Stimme, die ich bei ihm nie gehört habe in diesem Halbdunkel und dieser Benommenheit, ich muß mich langsam davon überzeugen, daß doch, daß ich ihn dann bitten muß, sobald die Schwester gegangen ist, werde ich ihn bitten müssen, noch ein wenig zu warten, wenigstens zu warten, bis es Tag ist, bevor er es Liliana sagt, bevor er sie aus diesem Schlaf reißt, wo sie zum ersten Mal nicht mehr allein ist, aus diesen Armen, die sie umschlungen halten, während sie schläft.

Die Schritte in den Spuren

Eine etwas fade Geschichte, eher Übungsstil denn Stilübung, sagen wir mal, eines Henry James, der in den zwanziger Jahren in irgendeinem Patio in Buenos Aires oder La Plata seinen Mate getrunken hätte.

Jorge Fraga war gerade vierzig geworden, als er beschloß, Leben und Werk des Dichters Claudio Romero zu erforschen.

Der Entschluß reifte in ihm während einer Unterhaltung im Café, als Fraga und seine Freunde einmal mehr zugeben mußten, wie wenig faßbar die Person Romero doch war. Drei Bücher, die mit Begeisterung gelesen wurden und um die man ihn beneidete, hatten ihm zu Anfang des Jahrhunderts vorübergehend Ruhm eingebracht, doch das Bild, das man sich von Romero machte, verschwamm mit seinen Dichtungen, litt unter dem Mangel an systematischer Kritik, und es fehlte sogar eine zufriedenstellende Bibliographie. Abgesehen von einigen Artikeln in den Zeitschriften jener Zeit, die ihm sparsames Lob spendeten, und von einem schwärmerischen Buch, das ein Professor aus Santa Fé, für den Lyriismus die Ideen ersetzte, sich hatte zuschulden kommen lassen, war es niemandem eingefallen, Leben oder Werk des Dichters eingehend zu untersuchen. Ein paar Anekdoten, unscharfe Fotos; der Rest war Legende für literarische Zirkel und Elogen in Anthologien aus der Hand dubioser Herausgeber. Indes hatte Fraga feststellen können, daß viele Leute Romeros Verse immer noch mit der gleichen Hingabe lasen wie die von Carriego oder Alfonsina Storni. Er selbst hatte sie in seiner Abiturientenzeit entdeckt, und trotz des mittelmäßigen Stils und der von den Epigonen abgenutzten Bilder waren die Gedichte des »Barden von La Plata« eine der entscheidenden Erfahrungen seiner Jugend gewesen, wie Almafuerte oder Carlos de la Púa. Erst später, als er sich als Kritiker und Essayist bereits einen Namen gemacht hatte, kam er auf die Idee, sich ernsthaft mit Romeros Werk zu beschäf-

tigen, und bald schon mußte er feststellen, daß man fast nichts von dessen ganz persönlicher und vielleicht tieferer Bedeutung wußte. Im Vergleich zu den Versen anderer guter Dichter zu Beginn des Jahrhunderts zeichneten sich die von Claudio Romero durch ihre Eigenart, einen weniger emphatischen Ton aus, und damit gewann er sofort die Sympathie der jungen Leute, die der pompösen Metaphern und der wortreichen Anrufungen müde waren. Wenn Fraga mit seinen Schülern oder Freunden über diese Gedichte sprach, fragte er sich, ob nicht eben das Mysteriöse es war, das dieser verschlüsselten, hintersinnigen Poesie ihren Nimbus verlieh. Es ärgerte ihn zu sehen, wie leicht Unwissenheit der Bewunderung Vorschub leistet; immerhin war die Dichtung Claudio Romeros zu bedeutend, als daß eine bessere Kenntnis ihrer Entstehung sie schmälern könnte. Als er eine dieser Tertulias verließ, wo man über Romero mit der gewohnten verschwommenen Bewunderung gesprochen hatte, fühlte er geradezu die Verpflichtung, ernsthaft über den Dichter zu arbeiten. Er spürte auch, daß er es nicht bei einem bloßen Essay mit philologischen oder stilistischen Untersuchungen bewenden lassen dürfe, wie bei fast allem, was er bisher geschrieben hatte. Von Anfang an dachte er an eine Biographie im besten Sinne des Wortes: der Mensch, sein Land und sein Werk müßten aus reinem, echtem Erleben wiedererstehen, auch wenn dieses Unterfangen bei dem Nebel, in dem diese Zeit lag, unmöglich schien. Sobald die Recherchen für den Zettelkasten beendet wären, mußte er zur Synthese gelangen, es irgendwie zuwege bringen, daß der Dichter mit seinem Verfolger zusammentrifft; allein durch diesen Kontakt würde das Werk Romeros seine tiefere Bedeutung wiedererlangen.

Als Fraga beschloß, mit den Forschungen zu beginnen, befand er sich in einer kritischen Phase seines Lebens. Ein gewisses Ansehen in akademischen Kreisen hatte ihm die Stelle eines Dozenten an der Universität und die Achtung eines kleinen Kreises von Lesern und Studenten eingebracht. Andererseits aber war ein Versuch, staatliche Unterstützung zu erhalten, um in europäischen